



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe von Berthold Auerbach.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

famen und festen Nationalgesinnung das Wort. Die andern setzen den Glaubenskrieg fort, betrachten ihn als die vornehmste, wenn nicht als die einzige Aufgabe der katholischen Literatur und erwecken natürlich so immer von neuem das Gefühl eines unverföhnlichen Zwiespalts und einer doppelten Bildung, die nirgend einen Schritt breit gemeinsamen Bodens hat.



Briefe von Berthold Auerbach.



urz vor seinem Tode hat Berthold Auerbach in einem Schreiben an Friedrich Spielhagen den Wunsch ausgesprochen, daß die Briefe, welche er während eines halben Jahrhunderts an seinen Freund Jakob Auerbach gerichtet hatte, mit gewissen Auslassungen veröffentlicht würden, da sie „das wichtigste der Entwicklung seines allgemeinen und besondern Lebens“ enthielten. Da die beabsichtigte Selbstbiographie nicht geschrieben worden war, sollten jene Briefe deren Stelle einnehmen. Das ist gewiß ein schönes Zeugnis für den überlebenden Freund; aber welcher Grad naiven Selbstbewußtseins spricht sich auch in der Verfügung aus! Auerbach hätte unzweifelhaft aus seinem fast siebenzigjährigen Leben viel des Allgemeininteressanten berichten können, und die 730 Briefe an seinen vertrautesten Jugendfreund hätten ihm dabei als Leitfaden, als Repertorium dienen, oft wörtlich aufgenommen werden können. Doch alle die Briefe und nichts als die Briefe, die sich mit andern Personen und Dingen nur befassen, insofern diese in unmittelbare Beziehung zu der Person des Schreibers treten, einmal über dessen Beschäftigungen, Absichten, Gefühle, Appetit und Schlaf u. s. w. mit tagebuchartiger Umständlichkeit Rechenschaft geben, dann wieder weite Zeiträume überspringen — für eine derartige Publikation wäre wohl „Manuskript für Freunde“ die richtige Bezeichnung. Als Goethe seinen Briefwechsel mit Schiller herausgab, glaubten A. W. Schlegel u. a. sich darüber aufhalten zu dürfen, daß so viele kleine persönliche Beziehungen der Nachwelt überliefert würden; und was ist mit größerem oder geringerem Rechte gegen das Publizieren aller möglichen Reliquien von allen möglichen Ganz-, Halb- und Viertelberühmtheiten schon bemerkt worden! Daß aber ein Autor noch selbst seinen Hinterbliebenen den Vorwurf der Indiskretion oder der übelverstandenen Pietät erspart, das ist neu. Die Nachfolge wird nicht ausbleiben.

Anderer Ansicht freilich ist Friedrich Spielhagen. Die in zwei stattlichen Bänden unter dem Titel Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund

Jakob Auerbach. Ein biographisches Denkmal (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, 1884) erschienene Brieffammlung trägt nämlich an der Spitze einen „Friedrich Spielhagen an den Leser“ überschriebenen Beitrag, den zu klassifiziren wir in einiger Verlegenheit sind. „Standrede“ ist wohl der passendste Ausdruck dafür. Der beliebte Romanschriftsteller scheint selbst das Mißliche des ihm gewordenen Auftrages gefühlt und aus dieser Stimmung sich in eine Hitze hineingeschrieben zu haben, die ihn wie einen Don Quixote sich geberden läßt. Nachdem er ganz gelassen ausgesprochen hat, der Herausgeber habe Anspruch auf „den Dank aller Freunde Auerbachs, d. h. aller, welche für deutsches Geistesleben und deutsche Dichtkunst Herz und Verständnis haben,“ geht er scharf ins Gericht mit denen, welche, wie es scheint, jenes Herz und Verständnis nicht oder nicht in genügendem Maße haben. Wenn wir die in sehr gereiztem Tone vorgetragenen Sätze richtig verstehen, so beklagt der Verfasser derselben, daß dem Schriftsteller von Beruf nicht die gebührende Ehre erwiesen und nicht die gebührenden Honorare gezahlt werden. Wozu der Lärm? möchte man fragen; was steht den Herren denn noch zu Diensten? Ihre Romane erscheinen in drei oder vier Zeitungen zugleich und erleben viele Auflagen, sie selbst haben ihre eignen Zeitungen, ihre eigne Kritik und ihre eigne Literaturgeschichte, sie geben Gastspiele wie die Opernfänger, und wenn die letztern vielleicht noch höhere Spielhonorare beziehen, so ist zu berücksichtigen, daß im Durchschnitt die Produktionskraft eines Schriftstellers länger vorhält als eine Singstimme. Oder begingen wir etwa Unrecht, das Beispiel derjenigen zu zeigen, welche Erfolg haben, beliebt sind? Wäre Spielhagen so edel, das, was ihm zugefallen ist, für seine sämtlichen, weniger glücklichen Genossen als ein Recht zu fordern? Wir hegen wahrlich alle Achtung vor dem Schriftstellerstande und glauben gern, daß derselbe oft einem beschränkten und unbilligen Urteil begegnen mag. Aber diesem Übelstande wird nicht dadurch abgeholfen, daß der Schriftsteller nun ein ebenso beschränktes und unbilliges Urteil über andre Stände fällt. Wenn Auerbach es in seiner Jugend verschmähte, Rabbiner zu werden, und in höhern Jahren eine Bibliothekarstelle ablehnte, um unabhängig zu bleiben, so kann ihm das niemand zum Vorwurf machen. Indessen darf man den Spieß nicht umkehren und die Sache so darstellen, als würde Auerbach einen Verrat an seiner Mission begangen haben, wenn er sich einem praktischen Berufe gewidmet hätte. So reden die Herren, welche Goethe so gern und oft so unnütz im Munde führen! Dergleichen Fragen lassen sich nicht nach dem Schema „erledigen,“ für jedes Individuum liegen sie anders. Wer die Kraft in sich fühlt, lediglich dem Schriftstellerberufe zu leben, der weiß, daß er auf sich selbst gestellt ist, und darf darüber hinterher so wenig klagen wie der Beamte über sein Gebundensein. Das Schriftstellern, wird uns pathetisch versichert, sei keine Spielerei, sondern ernste, rastlose Arbeit. Natürlich! Aber wird etwa in andern Lebensstellungen das „gemächliche Aus-

kommen“ für nichts präsentiert, und hat, wer auf die Pflugschar drückt oder den Hammer schwingt, über Alten oder über alten Handschriften schwitzt u. s. w., nicht auch seinen „heiligen Beruf“? wirkt er nicht auch für die Menschheit? Es ist doch ein heilloser Dünkel auf dem Grunde solcher Unzufriedenheit mit dem freigewählten Lose! Spielhagen hat den Aufsatz im März dieses Jahres geschrieben; seitdem wird seine Aufregung sich hoffentlich gelegt haben und er imstande sein, ruhig zu erwägen, ob nicht gerade der Mann, dessen Wort von den Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben, ihn so tief gekränkt zu haben scheint, beweist, daß auch ein Staatsbeamter ein recht respektabler Schriftsteller sein kann.

Einen viel günstigeren Eindruck hinterläßt das zweite, von dem Empfänger und Herausgeber der Briefe geschriebene Vorwort. Mit einer einzigen Ausnahme, die ihm in seiner Stellung zugute gehalten werden kann, ist es ruhig und würdig geschrieben, macht verständlich, weshalb Berthold Auerbach gerade diesem Manne stets sein Herz öffnete, und läßt bedauern, daß dieser bescheidne Mann sich eben nur als Empfänger der Briefe seines Freundes giebt. Eine strenge Auswahl der letztern in Verbindung mit den Gegenreden würde ein wertvolleres Buch geliefert haben.

Damit ist bereits gesagt, daß der Leser nicht gänzlich unbelohnt bleibt. Vor seinen Blicken enthüllt sich eine liebenswürdige, gutmütige, treue, dankbare Natur voll unverdrossenen, redlichen Strebens, der seinem Stamme eigentümliche Familiensinn, aufrichtige Anhänglichkeit an das deutsche Land und Volk, und der Wunsch, diesem zu nützen. Seine hohe Meinung von der Bedeutung seines Schaffens, seine kindliche, oft kindische Freude über jedes Lob, jede Höflichkeit mögen im persönlichen Verkehr leicht die Form einer (ihm ja häufig vorgehaltenen) lästigen oder lächerlichen Eitelkeit angenommen haben; in diesen Briefen berühren sie selten unangenehm. Er giebt sich rasch und vertrauensvoll hin; wollte man alle die Freunde, alten Freunde, innigen Freunde, die in den Briefen vorkommen, zusammenzählen, sie könnten vielleicht eine Legion bilden. Und über alle Freunde urteilt er enthusiastisch. Schon bei flüchtigem Beisammensein entdeckt er „gediegne Seelenkraft,“ immer wieder durchlebt er „große Stunden,“ „die tiefste Seelenquelle speisende Stunden,“ führt er „bedeutende, bedeutsame, ins höchste hineinragende Gespräche“ u. s. w. Aber gerade von dem Inhalte solcher Gespräche erfahren wir äußerst selten etwas.

Übrigens ändert sich sein Urteil schnell, wenn jemand die Hulldigung nicht erwidert, wie z. B. der Dichter Anzengruber (den er herabzusetzen meint, indem er ihn als Nachahmer von Dickens bezeichnet; für Dickens und überhaupt für Humor hat er nämlich gar kein Verständnis), zu schweigen von Gutkow, oder — wenn die Judenfrage ins Spiel kommt. Das geschieht natürlich oft, in dem letzten Jahrzehnt immer öfter, und wir müssen bei diesem Punkt etwas verweilen, weil wir in Auerbach den Repräsentanten und Wortführer der ungeheuern Mehrzahl der gebildeten Juden in Deutschland vor uns haben.

Auerbach hat sich die Ansicht gebildet, daß der Unterschied zwischen den Deutschen und den Juden nur im Bekenntnis liege, er hält sich für einen Deutschen mosaischer Religion; er erwartet, daß die Christen, welche nur noch äußerlich mit dem Christentum zusammenhängen, wie viele Juden mit dem Mosaismus, sich in einer freien Kirche der Zukunft, im reinen Humanismus mit den letztern zusammenfinden werden. In diesem Sinne ist er für Ronge, für Uhlich und in spätern Jahren für Strauß begeistert. Hundert kleine Züge und Äußerungen verraten, wie tief er in der jüdischen Nationalität wurzelt, aber er wird dessen so wenig gewahr, wie des konsequenten Gebrauchs jüdischer Wendungen, wie z. B.: „Ich habe heute Brief erhalten.“ (Woher mag diese Elision stammen? Aus dem Börsendeutsch?) Ein sehr merkwürdiges Eingeständnis zwingt ihm der Anblick des greulichen Treibens in der Amsterdamer Judengasse ab. „Hätte ich, schreibt er (II, S. 367), diese Form gekannt, wie die Juden sich hier in ihrem Freiheitsbewußtsein auf der Straße bewegen, ich hätte sie noch ganz anders in meinem Spinoza geschildert. Und eine mit Abscheu gemischte Erbitterung Spinozas gegen solche Genossenschaft ist mir nun neu erklärlich, und die Absonderung der gebildeten Juden ist eine innere Notwendigkeit.“ Diese Erkenntnis ist jedoch von kurzer Dauer; als ihm ein Glaubensgenosse gesagt hat, er könne bei dem schnapstrinkenden christlichen Pöbel der Hafenstadt „noch grauenhafteres“ erleben, ist er wieder getröstet. Noch andre Bemerkungen auf der Reise in Holland, wo er (1878) den Spuren Spinozas nachgeht, sind sehr bezeichnend. Von den portugiesischen Juden sagt er (II, 372): „Was haben diese Männer erduldet und wurden nicht müde! Was ist die antike Vaterlandsliebe gegen die Religionsliebe und ihren Opfermut?“ Und als ein Vorsteher der portugiesischen Judengemeinde in Amsterdam von Spinoza nichts andres zu sagen weiß, als „in heftigem Tone“: „Er war ein Feind der Juden,“ setzt Auerbach hinzu: „Ich kann dem angesehenen Manne, der seine besten Tagesstunden für Gemeindeangelegenheiten hingiebt, wohl nachfühlen, daß er nicht human gegen den Zerstörer sein kann.“ Ein andermal (I, 393) berichtet er, daß er in Leipzig „in ein Anfrendendes“ (!) zu Felix Mendelssohn gekommen sei, weil er bei demselben eine entschiedne Abwendung von allem, was die Juden betrifft, gefunden habe. Seine Rede bei einem Bankett der Alliance israelite schloß er mit dem Satz, daß „die Juden der Bibel gleichen, die, in alle Nationalsprachen übersetzt, denselben unvergänglichen Inhalt habe. Das führte ich weiter aus und das schlug ein“ (I, 407). „Bei der Goethefeier [in Berlin 1880] muß man sich doch wieder der Kulturbedeutung der hiesigen Juden erinnern. Die Rahel, die Herz und Eduard Gans u. a., die waren's, die die große Bedeutung Goethes zuerst (!) erkannten und die Weltstellung des Dichters propagirten“ (II, 232). Also bis in die ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts war die Bedeutung Goethes nicht erkannt worden, und ohne die Berliner ästhetischen Thees wäre sie möglicherweise dem deutschen Volke und dann den übrigen

Nationen niemals klar geworden! Hier läßt sich auch eine aus dem Elsaß 1861 datirte Stelle (I, 178) anziehen. „Diese französischen Elsässer sind wie getaufte Juden, sie bekennen sich, um nicht ewig in Opposition zu sein, zum herrschenden Franzosentum, aber ihre innersten Sympathien, die Sprache ihrer unwillkürlichen Träumereien und Empfindungsregungen ist deutsch, und die so getauften Franzosen werden keine wirklichen Franzosen, erst bei der dritten Generation mag das werden, wie bei den getauften Juden.“ Wie ihm hier völlig entgeht, daß eben die Nationalität dasjenige ist, was so nachhaltigen Widerstand leistet, und daß die Assimilation des Juden noch durch die nationale Religion erschwert wird, so läßt er dort alle naheliegenden Betrachtungen unberührt. Wäre er fähig gewesen, diese Dinge vorurteilsfrei anzusehen, so hätte ihm auffallen müssen, daß die Juden in Holland, wo sie seit bald drei Jahrhunderten volle Freiheit genießen, der nationalen Absonderung, dem Schacher, dem Schmutz u. s. w. ebenso treu bleiben wie in Polen und Rußland, daß also gewisse Erscheinungen, welche immer neue Abneigung hervorrufen, doch wohl nicht auf Unterdrückung und Verfolgung um der Religion willen zurückzuführen sind. Andererseits findet er es entschuldbar, wenn der orthodoxe Fanatismus den „Zerstörer“ noch heute nicht amnestiren will; wenn hingegen die Deutschen und andre Nationen die Zerstörung ihres Volkstums nicht zulassen wollen, dann stimmt er die Klage über das Schwinden der Humanität, über Schädigung des deutschen Volksgeistes an. Und begreiflicherweise tritt das Mißverstehen der heutigen Bewegung noch viel greller hervor, wenn Auerbach sich direkt mit Äußerungen derselben beschäftigt. Während er unablässig wiederholt, daß ihn Angriffe auf das Judentum nicht anfechten, verzeichnet er doch sorgsam jedes Symptom der antisemitischen Strömung, bald traurig, bald ingrimmig, bald verächtlich. Professor Billroth in Wien hat ein abfälliges Urteil über jüdische Studenten der Medizin abgegeben; dazu schreibt Auerbach (II, 266): „... noch jüngst im September waren wir in Russee einen halben Tag sehr gut beisammen, und damals hatte der Mann doch bereits die giftige Stimmung gegen Juden in der Seele. Man könnte ganz irre an den Menschen werden. In Zeiten der Reaktion setzten sich viele am Judentum, und jetzt in der Zeit der Erfüllung tritt ein unerklärlicher germanistischer (sic) Zug der Antipathie heraus. So z. B. auch bei Treitschke in einem unbewachten Momente jüngst in einem von Umstehenden vernommenen Zwiegespräch im Parlament. Wo soll das hinaus und was sollen wir da thun?“ Hier behandelt er Treitschkes Auffassung der Judenfrage noch wie eine geheime Schwäche, deren sich Treitschke eigentlich schäme. Bekanntlich ergriff aber der Historiker auch in diesem Falle rücksichtslos Partei, und nun — war er ein Verlorener. Früher hatte er „einen großen Blick,“ sah „alle Dinge politisch,“ und noch am 24. April 1875 war er „voll scharfen Denkens, fatten Wissens und von seltenem kühnem sittlichem Schwunge, ... überraschend oder auch selbstverständlich das Stück gläubiger Luthersnatur in ihm, der sich aber (!) eine gewisse Vornehmheit in Denken und Empfinden und in der Formgebung zugesellt.“ Doch bald will er ihm nicht mehr begegnen und meint, Treitschke habe sich „unter den Pöbel begeben.“ Der Titel einer Broschüre (denn daß er sie gelesen habe, geht aus der Stelle nicht hervor): „Der zerstörende Einfluß des Judentums im deutschen Reich“ veranlaßt ihn zu dem Ausrufe: „Die Verfasser wissen, daß sie lügen, und thuns doch! Da muß man sich wieder zu seinen Stammesgenossen stellen.“ Und das thut er denn auch kräftiglich. Da fliegen „Gemeinheit, Hochmut, Ekel, Schande des

Vaterlandes“ u. dergl. so munter herum wie in den jüdischen Zeitungen. Die „Judenhege“ wird ihm begreiflich, da „wir bald zwei Jahrzehnte im Sinken der idealen Werte stehen.“ Wer am meisten zu solchem Sinken beigetragen hat, das sieht er nicht. „In den Freiesten steckt ein Hochmut und Widerwille gegen die Juden, der nur auf Gelegenheit wartet, um zutage zu kommen.“ Bei Birchow findet er ein mitfühlendes Herz. Der „klagt auch, daß der Knechtsinn in den höheren Schichten und die Kulturfeindlichkeit der niederen Sphären das Wirken für die Öffentlichkeit erschwere und die eigentliche Freudigkeit dafür raube, . . . daß das Niveau der Wohlstandigkeit sich gesenkt habe.“

In einem vortrefflichen Briefe, welchen, den Zeitungen zufolge, Viktor Scheffel kürzlich an einen jüdischen Literaten gerichtet hat, kommt folgende Stelle vor: „Die Abneigung der germanischen Völker gegen die Semiten beruht nicht auf der Verschiedenheit von Religion und Dogma, sondern auf Verschiedenheit von Blut, Rasse, Abstammung, Volksitte und Volksgefinnung, sie läßt sich weder schaffen noch in Abgang dekretiren, sie wird auch bei der freiesten religiösen und politischen Anschauung beider Parteien fortbestehen, wie die der Amerikaner und Chinesen, die auf dem freien Boden von Texas neben und mit einander leben. Oft habe ich mit meinem Freunde Berthold Auerbach über diese Dinge gesprochen.“ Davon finden wir in den Briefen Auerbachs keine Erwähnung, und genügt hat es freilich nichts, denn noch im Dezember 1880 scheut er sich nicht, als eine der Ursachen der Bewegung anzuführen: den „Ärger der Beamten söhne, daß auch Juden in die ihnen zuerst gehörende Beamtenkarriere eintreten.“ Da kann man Birchow in betreff des Niveaus der Wohlstandigkeit allerdings nicht ganz Unrecht geben. Zu unfreiwilliger Komik versteigt sich Auerbach in seinem Ärger nach der Lektüre von Heines Befehrsgegeschichte (II, 404): „Ich habe Heine vielfach Unrecht gethan, er ist ein Schelm, ein Nichtsnutz, aber wie ist ers geworden? Wie schwer und bitter hat er kämpfen müssen! Und wie steht Friedrich Wilhelm III. da! Fritz Reuter muß auf die Festung und Heine sich taufen lassen.“

Wenn Auerbach, ein Mann von philosophischer Bildung und voll des besten Willens, ein guter Deutscher zu sein, sich so völlig unfähig zeigt, das zu begreifen, was Scheffel so treffend in wenige Worte zusammengefaßt hat, wenn auch er so von nationalem Hochmut erfüllt ist, daß er es nicht einmal der Mühe wert findet, über die Erscheinung ernstlich nachzudenken, daß er selbst bei den nach seiner Ansicht Freiesten Widerwillen gegen seine Rasse bemerkt, wenn auch er nur rohe Unterdrückung und unverschuldetes Leiden sehen will, dann wird einem freilich klar, wie weit wir noch von der Möglichkeit einer Lösung der brennenden Frage entfernt sind!

Wie sich von selbst versteht, wird auch der Anteil Auerbachs an der Politik vom Rassengefühl bedingt. Zuerst ist er allgemein „liberal“; 1848 im Oktober geht er nach Wien, „und wenn mein Kind nicht wäre, wäre ich auf den Wiener Barrikaden gewiß gefallen,“ schreibt er im November jenes Jahres aus Breslau, meint aber im März 1850, wenn er zwei Jahre früher ganz in die Politik eingetreten sei, müßte er „für Erfurt sein und könnte es doch nur mit halbem Herzen.“ Dann schließt er sich der Richtung der Nationalliberalen an, wird nach 1866 ein Bewunderer Bismarcks, fällt aber ab, als dieser Lasker fallen läßt. Denn Lasker ist doch sein Ideal, der Journalist Oppenheim „eine bedeutende staatsmännische Kraft,“ Bamberger und Mommsen kommen auch nicht zu kurz. In dem letztgenannten zeigt sich „eine metallene Festigkeit und

Sicherheit der Haltung. Es war einmal die Rede davon, daß er Kultusminister werden solle. Das wäre ein weitwirkender Fortschritt, aber es kommt nicht dazu.“ Wie schade!

Von Auerbachs unglaublich ausgebreitetem Verkehr mit Berühmtheiten aller Art hat der Leser, wie schon angedeutet, wenig. Wird etwas aus Gesprächen oder Briefen angeführt, so bezieht es sich meistens auf Auerbachs Schriften. An den Letztern übt er selbst wohl manchmal Kritik oder geht auf die Bemerkungen des Freundes ein, aber die ungeheure Meinung von seiner Stellung in der Literatur bleibt davon unberührt. Er wundert sich darüber, daß einem jungen Manne Zschokke nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen sei; aber nachdenklich macht ihn das nicht, obgleich Zschokkes Novellen einst ebensoviel gelesen worden sind wie die seinigen. Fremde werden glutrot, zittern vor Aufregung, wenn sie erfahren, daß der Verfasser des „Barfüßele“ ihnen gegenüberstehe. Daß auch das „Barfüßele“ seine Zeit haben könne, wäre ihm augenscheinlich unfassbar gewesen. Als der Bildhauer Cauer das Gänsemädchen modellirt hat, schreibt Auerbach ganz unbefangen: „Wieviel Glück ist mir beschieden. Ich darf dem Plastiker eine Figur geben, die sich nun neben Rotkäppchen, Dornröschen und all die ewig Fortlebenden stellt“ (I, 333). Überdenkt man seine Aussprüche über frühere und neuere Größen der Literatur, so ergibt sich folgende Stufenleiter: Goethe, Lessing (als Dichter des Nathan), Schiller, Auerbach.

Neu war uns, daß Auerbach, wie sovieler Schriftsteller, eine wahre Leidenschaft für eine Gattung der Produktion hatte, für die ihm alles fehlte, nämlich für das Drama. 1843 meldet er, im Wiener Burgtheater werde ein Trauerspiel von ihm, aber anonym, gegeben werden: „Alfred oder der Schwur“; es scheint nicht dazu gekommen zu sein, da in Blaffaks Chronik jenes Theaters der Titel nicht erscheint; und von da an bis nahe an seinen Tod schlingt sich durch den Briefwechsel eine Kette von Mitteilungen über dramatische Pläne, die nicht zur Ausführung kommen, Stücke, die nicht gegeben werden oder nicht gefallen.

Wie frühzeitig eine gesuchte Ausdrucksweise ihm so zur andern Natur geworden ist, daß er die Briefe wie für den Druck schreibt, das ist höchst auffallend. „Grundmäßig erlogen“ — „St.s sind permanent wohlgeheizte Herzen, die gehören zu meinen liebsten, zugehörigsten Menschen auf der Welt“ u. s. w. — es wird einem, als lese man den „Kollaborator“ (dessen 1000, sage tausend Sentenzen nicht sämtlich gelesen zu haben Auerbach seinen Rezensenten vorwirft) oder das entsetzliche „Sandhaus am Rhein.“ Oder sollte er etwa beim Schreiben der Briefe schon daran gedacht haben, daß sie einmal viele Druckbogen füllen könnten? Auffallend ist es, daß er nicht bloß Heine beschuldigt, er habe „jedes Briefchen kokett auf die Publikation stilisirt,“ sondern auch Goethe und Zelter etwas ähnliches imputirt. Über alles das wird „die Geschichte der Literatur“ urteilen, wie Spielhagen sagt. Was alles der armen Literaturgeschichte aufgebürdet werden soll!

